

Für eine freie Universität

Einige Bemerkungen zur aktuellen Diskussion
um die Reform des Germanistik-Studiums

Von Anne Bentfeld und Walter Delabar, Berlin

“Es ist sehr zu hoffen, daß dieser Satz weder in dieser noch in ähnlicher Form von einem Professor dieser Universität über die Lippen gebracht wurde.”

Peter Szondi

I.

Nehmen wir ein beinahe beliebiges Exempel, das den Autoren dieser Seiten nur deshalb besonders nahe liegt, weil sie Angehörige dieser Universität sind: Der Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin soll, wie alle anderen Fachbereiche des Landes Berlin auch, bis zum Beginn des Wintersemesters 1994/95 seine Magisterstudienordnung daraufhin überprüft haben, ob sie ermöglicht und gewährleistet, daß das Studium der Germanistik innerhalb der Regelstudienzeit, d. h. maximal 9-10 Semestern, absolviert werden kann. Ähnliches geschieht in anderen Bundesländern, an anderen Universitäten. Nun ist dies eigentlich nichts Bemerkenswertes, kann man doch davon ausgehen, daß das Maß “Regelstudienzeit” den Lehrenden wie Studierenden hinreichend bekannt ist und daß sich Studienordnung und Studium daran orientieren. Auffallend ist jedoch, daß im Jahr 1990 nur sehr wenige, in Berlin etwa 1,5 %, der Germanistik-Studenten das Studium innerhalb der Regelstudienzeit absolviert haben. Die höchste Quote innerhalb der alten Bundesrepublik liegt im übrigen bei 14,8 %, die niedrigste bei 0,0 %. Die Durchschnittsstudiendauer lag im selben Jahr in Berlin bei 15,1 Semestern. Berliner Germanistik-Studenten brauchten anscheinend in der alten Bundesrepublik am längsten, um ihr Studium zu beenden. Die meisten anderen Universitäten erreichten Durchschnittswerte zwischen 12 und 14 Semestern. Dies ist eine erschreckende Bestandsaufnahme, wenn man denn lange Studienzeiten als erschreckend ansieht. Anderenfalls bleibt eben nur festzuhalten, daß die Norm “Regelstudienzeit” und das Fakt Durchschnittsstudienzeit auffallend weit auseinanderklaffen. Das scheint man jetzt wieder einmal – historische Parallelen gibt es mehrere – als Problem entdeckt zu haben. Aus welchen Gründen auch immer konzentrieren

sich die Bemühungen in der Studienreform seit neuestem darauf, die Verweildauer an den Universitäten drastisch zu senken. Das Argument dafür ist aber nicht, daß die Universitäten ihrer Ausbildungsverpflichtung nicht nachkämen, sondern daß sich die Gesellschaft die "Bummelstudenten" nicht leisten könne. Langzeitstudierende seien "Parasiten", soll ein führender Berliner Wissenschaftspolitiker gesagt haben. Die Dringlichkeit einer Studienreform wird, da an den Universitäten kaum Kosten durch Langzeitstudierende entstanden, mit den gesellschaftlichen Kosten begründet: mit dem verbilligten Zugang zu öffentlichen Verkehrsmitteln, Theatern, Kinos. Steuerliche Vorteile und günstigere Versicherungen stünden bislang auch denen offen, die nur noch formal ein Studium betrieben. Eine Tagesspiegel-Meldung, die sich auf eine Mannheimer Untersuchung stützt, gibt sogar den erschlichenen Betrag in Mark und Pfennig an. Bis zu 1268,- DM pro Semester könne die Ersparnis betragen.¹ Dem müsse man energisch entgegenreten.

Ob Langzeitstudierende möglicherweise doch auch andere Gründe haben könnten, fragt in der Regel niemand, und wenn, dann werden die Antworten anscheinend nicht berücksichtigt. Nun wird von Studierenden die Dauer des Studiums oft selbst beklagt. Mit Schlagworten wie 'Orientierungslosigkeit', 'Unübersichtlichkeit', 'Zersplitterung des Lehrangebots' und 'zu geringe Betreuung' werden durchaus zutreffende Ursachen benannt. Die Fähigkeit, den eigenen Wissensstand während des Studiums einzuschätzen, ist zudem allgemein sehr gering und korrespondiert nicht zuletzt damit, daß die Entwicklung der Germanistik zu einer derart breiten Auffächerung und Spezialisierung geführt hat, daß selbst kaum einer der Lehrenden die Germanistik insgesamt zu vertreten vermag. Wie soll unter diesen Umständen ein Studierender während der ihm zugestandenen 8-10 Semester den Eindruck gewinnen, einen Überblick über das Fach erhalten und einen Studienschwerpunkt begründet gewählt zu haben?

Außeruniversitäre Gründe wie die Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt selbst zu verdienen (bei immerhin ca. 90 % der Langzeitstudierenden ist das der Fall), die schlechten Berufsaussichten, die immer wieder zu Irritationen über den Sinn, dieses Fach zu studieren, führen, und persönliche Probleme treten hinzu. All das sind Bereiche, die der Universität und der Bildungspolitik weitgehend entzogen sind, die sie aber zudem zu ignorieren scheinen oder auch schlicht nicht in Rechnung stellen wollen. Mehr noch: die neueste BAFöG-Novelle, die Änderungen der Rentengesetzgebung, die Einführung eines Teilzeitstudiums, das die Möglichkeiten für Studierende auf dem Job-Markt drastisch verschlechtern wird, sind kaum als Maßnahmen anzusehen, die Ein-

¹ 1268 DM Ersparnis durch Studentenausweis. In: Der Tagesspiegel vom 23. 3. 1994. Leider ist in der Meldung nicht angegeben, wieviel Geld ein Studierender ausgeben muß, um soviel sparen zu können.

sicht in die Studienbedingungen verraten. Was sich in ihnen allein zeigt, ist vielmehr der Wille, diese zu ignorieren. Die Universitäten selbst beteiligen sich entweder eilfertig an solchen kurzfristigen Restriktionen oder werden, soweit sie sich dem öffentlichen Druck nicht beugen wollen, durch eine an den Leistungen der einzelnen Fachbereiche orientierte Mittelvergabe dazu gezwungen. Die Geschichte des neuerdings so genannten "Dahlemer Wegs" ist dafür exemplarisch.

Was sich hinter dem "Dahlemer Weg" verbirgt – regelmäßige Pflichtberatung für Langzeitstudenten, die nicht allein formal sondern auch qualitativ sein soll, Durchforstung der Studienordnung, Abgabefristen für Hausarbeiten, einheitliche Magisterstudienordnung an der gesamten Universität –, läßt nun eine starke Tendenz zur Formalisierung des Studiums erkennen. Diese ist auf den ersten Blick zwar noch nicht so weit gediehen wie an anderen Universitäten, wie etwa der Bochumer. Die Einführung eines Abschlusses als "Baccalaureus Artium", den man nach sechs Semestern erreichen kann, ist noch nicht im Gespräch. Aber das Modell eines "Zielstudienganges", das "einen sinnvollen Studiengang" anbietet, wurde, obwohl es in den Gremien nur andiskutiert wurde, kurzfristig noch mit dem Wintersemester 1994/95 eingerichtet. Das Konzept wird in diesem Band vorgestellt.

Noch werden zudem die Beratung und Betreuung der Studierenden, die von ihnen selbst gewünscht werden und auch innerhalb des Fachbereiches auf einhellige Zustimmung gestoßen sind, in den Vordergrund gestellt. Die Fixierung der Beratung auf das Ziel alsbaldiger Studienabschlüsse zeigt aber, daß der entscheidende Handlungsantrieb in dem Wunsch besteht, in der Finanzierungskonkurrenz die Chancen des Fachbereiches zu optimieren.

Diese Straffung des Studiums und stringente Abschlußorientierung wird zugleich als eine Verbesserung der Ausbildung verstanden. Insbesondere, wenn sie denn mit dem Ziel vollzogen wird, daß nur niemand behauptet, an den langen Studienzeiten seien die Hochschule und nicht die Studierenden schuld. In Umkehrung des Satzes, den im Jahr 1966 nach Zeitungsberichten der Jurist Bettermann getan haben soll: "Wer nach neun Semestern nicht fertig ist, der legt den Verdacht nahe, daß mit seinem Studium etwas nicht stimmt, und zwar in seinem individuellen Bereich, nicht etwa im institutionellen der Universität." Es ist zu befürchten, daß die Reform des Germanistikstudiums, wie sie zur Zeit betrieben wird, wieder Gelegenheit zu solcher Arroganz geben wird. Anstelle einer sich mit der formalen Verkürzung der Studienzzeit beschäftigenden Debatte sollte aber eher eine solche treten, die sich mit den Inhalten des Fachs auseinandersetzt und diese in ihrer Relevanz für das Studium überdenkt.

II.

In einer Rezension des von Walter Kempowski zusammengestellten und unter dem Titel *Das Echolot* publizierten "kollektiven Tagebuchs" vom Januar und Februar 1943 hat Ludwig Harig sich mit der Differenz von Collage und erzählendem Text beschäftigt:

Erzählende Literatur, insofern sie Kunstwerke schafft, die in poetischer Vorstellung- und Sprachkraft Wesen und Quintessenz von Schicksalen hervorbringt und beschwört, wirkt nicht weniger stark, doch anders auf das Leben zurück als dokumentarische Collage. Wo die Stärke des Fiktionalen liegt, zeigt sich die Schwäche des Dokumentierten. Geordnete, versammelte, auf den Punkt gebrachte Erzählkunst steht dem zerstreuten, verschwommenen, ungeordneten Lebenserguß diametral entgegen. Suggestive Kraft der Sprache [...] erzeugt Spannung und erzwingt Aufmerksamkeit, während die breite Suada des immerfort wiederkehrenden, gleichförmigen Redeflusses ungegliederter Sprache zum ermüdenden und schließlich belanglosen Redeschwall wird. Fiktive Literatur findet ihre Wahrheit in den spielerischen Wahlmöglichkeiten der Phantasie, jenseits von kruder Tatsächlichkeit. In einem seiner Briefe zur ästhetischen Erziehung schreibt Schiller, wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswage, der werde die Wahrheit nie erobern; Cervantes äußert sich lapidar: "Die Tatsachen sind die Feinde der Wahrheit."²

Wir befinden uns hier bei einem zentralen Thema der Literaturwissenschaft; in ihm geht es um die Adäquatheit der literarischen Mittel und die Bedeutung des fiktionalen Kunstwerkes: Ohne die Gestaltung des Materials im literarischen Text gibt es keine Zuspitzung auf "Wahrheit"; um es weniger vollmundig zu formulieren: ohne sie gibt es keine zielgerichtete Aussage mit mehr oder weniger großer gesellschaftlicher Wirkung.

Ästhetischen und poetologischen Texten, zu denen diese Stellungnahme Harigs gehört, wird häufig ihre Komplexität und Abstraktheit vorgeworfen. Wozu solche Theorien dienen sollen, so wird in einer neuen Auflage des "Realismus-Streites" gefragt, wenn sie die Autoren zu unlesbaren Texten verführen?³ Nicht nur in diesem Streit, der von der geringen Attraktivität (d. h. Verkäuflichkeit) der jungen deutschen Literatur motiviert wurde, wird die ästhetische Theorie (in diesem Fall ausdrücklich die Theodor W. Adornos) und

2 Ludwig Harig: Kein babylonischer Chorus. Walter Kempowskis kollektives Tagebuch "Das Echolot". In: Freitag Nr. 8 v. 18. 2. 1994, S. 9f.

3 Vgl. dazu die Beiträge von Maxim Biller, Matthias Altenburg, Thomas Hettche, Bodo Kirchhoff, Roger Willemsen und Uwe Wittstock, die dokumentiert sind in: Deutsche Literatur 1992. Jahresüberblick. Hrsg. von Franz Josef Görtz, Volker Hage und Uwe Wittstock unter Mitarbeit von Katharina Frühe. Stuttgart 1993. So vor allem Uwe Wittstock in einer Diskussion im Literarischen Colloquium Berlin im Dezember 1993.

ihre angenommene Normativität zum Feindbild. Was "man" noch machen könne oder nicht, dürfe nicht der Theorie überlassen werden, sondern könne allein von den Autoren bestimmt werden und werde vom Publikum kontrolliert.

Bemerkenswert ist die Ahistorizität, mit der diese Diskussion, die eine frappierende Reduktion literarischer Komplexität auszeichnet, geführt wird. Weder die Expressionismusdebatte noch die Forderung nach einer Erneuerung der literarischen Sprache, wie sie mit Kahlschlag-Theorem und Trümmerliteratur nach 1945 in der Bundesrepublik betrieben wurde, tauchen als historische Folie auf; kein Bitterfelder Weg, kein Sozialistischer Realismus, kein Tod der Literatur, kein Zürcher Literaturstreit, kein Kölner Realismus, keine Neue Innerlichkeit und keine Postmoderne. Es scheint, als ob die Realismus-Debatte neu erfunden worden wäre und man sich der professoralen Ästhetik erwehren müsse. Ist es erlaubt, in dieser historischen Blindheit die Notwendigkeit von Literaturgeschichtsschreibung und damit indirekt auch die Beschäftigung mit ästhetischer Theorie und Poetiken begründet zu sehen?

Ein weiteres ist die Wandlung der Literaturwissenschaft zu einer Kulturwissenschaft, von der in den achtziger Jahren viel gesprochen worden ist und mit der die Ausweitung des Themenkanons während der siebziger Jahre konsequent fortgesetzt wird. Daraus ist gelegentlich der Anachronismus des Gegenstandes Literatur bzw. Buch abgeleitet worden. Nun ist die Bedeutung literaler Texte in der Gesellschaft eigentlich ungebrochen, auch wenn neuerdings vom "Verblässen der Schrift" (Kittler) und vom "Ende der Gutenberggalaxis" (Bolz) die Rede ist. Aber nur das Medium der Kommunikation ändert sich. Statt vom Papier wird von Bildschirmen abgelesen, wenigstens zum Teil. Texte werden nicht mehr mit der Feder oder der Schreibmaschine niedergeschrieben, sondern über eine Tastatur in einen Computer getippt. Der Informationsträger Buch wird durch die Elektronische Datenverarbeitung ergänzt. Die Kommunikation über die Schrift bzw. in der Schrift besteht jedoch fort, insofern bleibt auch die Bedeutung des Literalen in der Spannbreite zwischen Dokumentation bzw. Gebrauchsform und Fiktion erhalten, auch wenn sich die Präsentations- und Kommunikationsformen ändern. Die Literaturwissenschaft beschäftigt sich mit diesen Texten, und natürlich bevorzugt mit den artifizielsten, komplexesten und den am stärksten verschlüsselten. Nur von ihnen her nämlich ist zu erklären, was Texte generell zu leisten vermögen. Das schließt eben die Beschäftigung mit Gebrauchstexten nicht aus, sondern ausdrücklich ein. Das wird in der Regel auch nicht bestritten.

Die Aufgabenbeschreibung für die Geisteswissenschaften allgemein umfaßt ja – je nach politischer Couleur – die Musealisierung der Kultur ebenso wie die Kompensation der Zivilisationsschäden (Odo Marquard) und die Diskussion und Regulierung gesellschaftlicher Probleme (Lothar Späth). Sie sind als Reflexionswissenschaft (Oskar Negt) ebenso verstanden worden wie als

Mitwirkungs- und Kritikwissenschaft (Hans Peter Herrmann). Und nicht zuletzt sollen die Geisteswissenschaften der Verständigung wie dem Selbstverständnis hilfreich sein (Förster et al.).

Was man sich aber bei alledem anscheinend nicht klar macht, ist, daß die Kompetenz, sich mit literarischen Texten auseinanderzusetzen – um es auf die Germanistik zuzuspitzen –, trotz der großen Vertrautheit mit der Sprache und Kultur, die Muttersprachlern eigen ist, kaum "billiger" zu haben ist als in anderen künstlerischen Bereichen. Sie ist "nur durch anhaltende Investition von Zeit und nicht rasch oder auf fremde Rechnung" zu erwerben.⁴ Nur ein intensives (oder auch extensives) theoretisches und literarisches Studium, eine vergleichende Lektüre, also durch Selbstbildung und Ausbildung zugleich, hilft hier. Das aber braucht Zeit, einen persönlichen wie ökonomischen Freiraum, der heute selten ist, und nicht zuletzt Studienbedingungen, die nicht durch den Zwang bestimmt sind, in kurzen, vorgeschriebenen und von den Inhalten wie externen Bedingungen abstrahierenden Abständen Leistungsnachweise erbringen zu müssen.

Ohne Zweifel ist es unter günstigen Bedingungen möglich, ein Germanistikstudium innerhalb der Regelstudienzeit zu absolvieren, ohne daß dem Betreffenden Wissensmängel nachgesagt werden können. Weil aber niemand diese Bedingungen garantieren kann, muß es hier Gestaltungsraum geben. Und im anderen Extrem muß auch jener von Adorno erwähnte Typus von Studenten möglich sein, "die sich ungeheuer in die Sachen verbeißen, ihre eigenen Privatinteressen, nämlich den Abschluß mit einem Examen, hinauschieben, ohne daß sie deswegen im mindesten wissenschaftlich und geistig disqualifiziert werden dürften"⁵. Für solche Studierenden die Universität offen zu halten, sollte der Germanistik eine Verpflichtung sein.

III.

Die Berufsfelder, in denen Germanisten nach Abschluß ihres Studiums arbeiten, haben sich in den letzten 15 Jahren stark verändert. Konnte man noch 1975 ein Germanistik-Studium mit der relativ großen Gewißheit aufnehmen, am Ende ins Lehramt übernommen zu werden, war diese Selbstverständlichkeit bereits wenige Jahre später völlig obsolet. Seitdem sind es sehr unterschied-

⁴ Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M. 1984, S. 440.

⁵ Peter Szondi: Rundfunkgespräch mit Adorno über die "Unruhe der Studenten". In: P. S.: Über eine "Freie (d. h. freie) Universität". Stellungnahmen eines Philologen. Frankfurt/M. 1973, S. 88-105, hier S. 104f.

liche Tätigkeiten, auf die das Studium der Germanistik vorbereiten soll, auch und gerade solche, die über die fachnahen in Verlagen, Presse, Rundfunkanstalten und dergleichen mehr hinausgehen. Unter solchen Umständen ist eine Kanonisierung und Verschulung des Studiums in zweierlei Hinsicht verhängnisvoll: was die Studieninhalte und die beruflichen Perspektiven anbelangt. Zu fragen ist aber, welche Qualifikationen Germanisten sinnvollerweise erwerben sollten.

Die Betonung des faktenorientierten Studiums scheint sich zum einen an einem Ideal zu orientieren, das von den Natur- und Ingenieurwissenschaften abgeleitet ist. So schreibt etwa Hartmut Böhme:

Mein Eindruck ist, daß die Germanistik sich wieder verstärkt an methodische Ideale anlehnt, die den hard sciences entnommen sind. Dabei wird übersehen, daß die Naturwissenschaften schon lange damit rechnen, daß eindeutige Relationen, lineare Ableitungen, induktive Beweise, kausale Erklärungen, logische Konsistenzen und widerspruchsfreie Theorien nur innerhalb idealisierter Ausschnitte herstellbar sind. Von der Heisenbergschen Unschärferelation bis hin zu den fraktalen Geometrien und der Chaos-Theorie verstärkt sich dagegen die Hinwendung zu komplexen Phänomenen, die nicht mehr systematisch homogenisiert werden können.

Den Kulturwissenschaften könnte zu denken geben, was die Attribute jener Lösungen sind, die von der in Computer implantierten Mathematik erzeugt werden: virtuell, paradox, polyvalent, imaginär, fluidal, geordnet im Chaos, chaotisch in der Ordnung, berechenbar, aber nicht zu prognostizieren. Dies sind Merkmale, die wir aus der Literatur- und Sprachtheorie seit der Romantik kennen und jetzt nicht aus der Wissenschaft vertreiben sollten.⁶

Auf diesem Hintergrund sind einige essentielle Feststellungen zu treffen: Ein Fach, das sich notwendig in weiten Bereichen allein diskursiv über Gegenstände zu verständigen weiß, sperrt sich gegen eine generelle Abfragbarkeit. Daten und Fakten ohne ihre Interpretation sind nahezu wertlos. Textkenntnisse ohne Analysefähigkeit nutzen wenig. Nur der Komplex von Daten, Fakten, Hintergrund, Position und Auslegung im diskursiven Kontext entspricht dem Charakter des Faches. Es muß entsprechende Lehr- und Lernformen finden.

Daher muß die Frage nach der Art der Qualifikationen, die im Studium erworben werden sollten, im Mittelpunkt einer Diskussion stehen. Text-, Theorie- und Methodenkenntnisse sind wohl kaum strittig. Die Orientierungs- und Entscheidungsfähigkeit aber, mithin die Fähigkeit, sich selbstbestimmt ein nahezu beliebiges Thema zu erschließen und in relativ kurzer Zeit abzuhandeln, scheint mittlerweile als weniger wichtig angesehen zu werden. Dabei ist

⁶ Hartmut Böhme: Die Kraft der Geschichte mobilisieren. Germanistik in der Herausforderung durch Technik und Ökologie. In: Frankfurter Rundschau Nr. 302 v. 31. 12. 1991, S. 14.

an anderer Stelle davon die Rede, daß Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge für Arbeitgeber vor allem deshalb interessant sind, weil sie im Studium Schlüsselqualifikationen "wie breite Allgemeinbildung, kreatives Denken und soziale Sensibilität"⁷ erworben haben. Ein anderer Autor brennt sogar ein wahres Feuerwerk dieser "universell einsetzbare[n] Schlüsselqualifikationen", die "stets frisch" bleiben, ab. Es sei gestattet, daraus einen längeren Abschnitt zu zitieren: Es handelt sich hier um

die Fähigkeit, sich mündlich und schriftlich sicher wie präzise auszudrücken, das Denken jenseits von Routine und stur erlernten Mustern, das Erkennen ungewöhnlicher Zusammenhänge, die Angewohnheit, Aufgaben selbständig zu bewältigen.

All diese Fähigkeiten werden während jeder geisteswissenschaftlichen Ausbildung ausreichend trainiert – die freie Rede durch regelmäßige Referate, der schriftliche Ausdruck bei zahlreichen Prüfungen und Seminararbeiten. Wer sich während des Studiums gegen bestehende Literatur oder alte Lehrmeinung profilieren muß, kann wohl auch bei der Suche nach einem unkonventionellen Marketing-Konzept unkonventionell und kreativ vorgehen. Wer sich an der Uni intensiv mit einem vielschichtigen Geflecht von Theorien und Betrachtungsweisen konfrontiert sieht, kann sich auch leichter in das abstrakte Logistikkonzept seiner Firma einarbeiten. Und wer in seiner Ausbildung laufend fremde Sinn- und Kulturzusammenhänge interpretieren mußte, orientiert sich leichter in neuen Märkten oder denkt sich besser in ausländische Kunden hinein.

Die geisteswissenschaftlichen Fächer haben die größte Studienfreiheit. Wer sie erfolgreich absolvierte, hat gelernt, eigene Arbeitspläne zu entwickeln, sie langfristig zu verfolgen, sich die nötigen Informationen zu beschaffen, zu improvisieren, sich durchzusetzen. So trainierte Mitarbeiter werden sich durch Selbständigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen, auch wenn der Ausgang einer Geschäftsaktion noch ungewiß und in weiter Ferne scheint.⁸

Selbst wenn man diesem Beitrag nicht in allem folgen möchte und die Berufschancen von Geisteswissenschaftlern außerhalb ihrer traditionellen Beschäftigungsfelder nicht genau einzuschätzen sind, ist es doch auffallend, wie hoch außerhalb der Germanistik die Sekundärtugenden eingeschätzt werden, die im Studium bislang erworben werden können. Es handelt sich besonders um jene Eigenheiten des Studiums, die durch die aktuelle Studienreform abgeschafft werden sollen. Jedenfalls wird ein stringent auf 8 Semester reduziertes Studium, das vor allem einen stark kodifizierten, im engeren Sinn germanistischen Lernstoff vermittelt und die Studierenden in ihrer Entscheidungs- wie Orientierungsfreiheit beschneidet, den Erwerb solcher Fähigkeiten unterbin-

den. Das aber wäre angesichts der beruflichen Perspektiven von Germanisten unverantwortlich.

Anstatt aber die Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten der Studierenden einzuengen, wäre es geboten, sie zu stärken, ohne die Qualität der Ausbildung zu vernachlässigen. Der Erwerb der "Schlüsselqualifikationen" ist ja sehr eng an ein funktionierendes Zusammenspiel von Lehrenden und Studierenden gebunden. Nur wenn von Seiten der Lehrenden die Bereitschaft vorhanden ist, sich intensiv mit den Studierenden und ihren Leistungen auseinanderzusetzen, werden diese ihr Leistungsvermögen angemessen einzuschätzen lernen. Die Beurteilung und qualifizierte Kritik von Referaten und Hausarbeiten und das Angebot (nicht die Pflicht) einer intensiven Beratung sind die hauptsächlichen Forderungen an die Lehrenden. Das ist nicht immer bequem – wem ist das zu sagen? – und kann eine harsche Kritik beinhalten, aber nur so ist es möglich, das qualifizierte Fachstudium zu bewahren und dennoch eine angemessene Berufsvorbereitung zu betreiben.

Nur wenn es Konsens ist, daß nicht allein das Faktenwissen, sondern unabdingbar auch die Orientierungs- und Entscheidungsfähigkeit Ausbildungsziel ist, werden die langen Studienzeiten problemlos. Denn zur Entscheidungskompetenz der Studierenden gehört auch die Entscheidung, wie lange sie das Fach studieren, zumal in der Regel die Belastungen durch das Studium und den Erwerb des Lebensunterhalts von der Universität nicht eingeschätzt werden können.

Statt die Entscheidungsfreiheit der Studierenden also durch vorgeschriebene Studienverläufe und -inhalte einzuengen, sollten ihnen Orientierungs-, Planungs- und Entscheidungshilfen gegeben werden. Eine fundierte germanistische Ausbildung, zu der die Lehrenden sicherlich sehr viel beizutragen haben, muß zudem exemplarisches Erlernen mit dem Angebot verbinden, einen Überblick über die Gegenstände des Fachs zu erhalten, sei es über die Literaturgeschichte oder über Gattungen, Theorien und Methoden. Die Vermittlung von Grundkenntnissen und Arbeitstechniken (vor allem in Grund- und Einführungsveranstaltungen) darf dabei nicht vernachlässigt werden. Schließlich ist die Ausweitung des Themenkanons in den sechziger und siebziger Jahren ebenso zu bewahren wie die historische Dimension des Faches, die Veränderung zu einer und die Integration in eine Kulturwissenschaft ebenso zu bewältigen wie der Kern des Fachs zu retten. Es geht also im ganzen, Peter Szondi zufolge, um die Wahrung von Lehr- und Lernfreiheit⁹ und um eine Germanistik an der Schwelle zum 21. Jahrhundert.

7 Marco Finetti: Der Bedarf ist gedeckt. Über die Berufschancen von Geisteswissenschaftlern. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 5 v. 8./9. 1. 1994, S. 16.

8 Lukas Lessing: Karriere mit Philosophie. In: !Forbes 10/12, S. 52-58, hier S. 56.

9 Peter Szondi: Über eine "Freie (d. h. freie) Universität" (s. o., Anm. 5), S. 122f.

Sonderdruck aus:
Jahrbuch für Internationale Germanistik
Jahrgang XXVI/Heft 1 (1994)

Peter Lang AG

Europäischer Verlag der Wissenschaften
Bern · Berlin · Frankfurt am Main · New York · Paris · Wien